



Thorsten Fuchs lebte inkognito als Hartz-IV-Empfänger. Foto: privat

Thorsten Fuchs

Hartz IV: Schnell wird es einsam im Leben

Einige Wochen lebte HAZ-Redakteur Thorsten Fuchs von Hartz-IV und hat über seine Erlebnisse in einer Serie berichtet. Was für ihn ein Experiment war, ist für Tausende täglicher Alltag: Das Geld reicht nicht, und er musste zu den Essensausgaben der Hannöverschen Tafel. Er hat sich auf die Suche nach einer preiswerten Wohnung gemacht und immer wieder Ablehnung, Demütigungen und Beleidigungen erlebt – für ihn eine der „erniedrigendsten“ Erfahrungen. Er hat als Ein-Euro-Jobber gearbeitet und Schicksale kennen gelernt, die ihn betroffen gemacht und erschüttert haben. Eine bittere Erkenntnis: Wie schnell es zum Sturz aus einer bürgerlichen Existenz kommen kann, und wie unendlich schwer der Weg zurück ist. Er ist mit dem Fahrrad da, obwohl es regnet. Doch, doch, schmunzelt Thorsten Fuchs, es habe auch einmal Zeiten gegeben, da hatte er ein Auto, einen Saab 900, total schön. Irgendwann wird er sicher mal wieder eins kaufen, doch zurzeit reicht ein Teilauto. Meistens fährt er Rad – und das passt zum Thema.

Wenn man über das Leben eines Hartz-IV-Empfängers berichten will, sagt der 38-jährige Journalist, ist es nur die zweitbeste Lösung jemanden zu begleiten, der so lebt. Die beste ist, selbst so zu leben, inkognito und ohne Wenn und Aber. Mulmig sei es ihm vorher schon gewesen, weil ihm klar war, dass sein Leben in dieser Zeit anders laufen würde. „Es fiel mir nicht ganz leicht. Aber es war für mich auch reizvoll, zu sehen, wie ich es schaffe.“ Fazit: Schlimmer als erwartet. „Zuerst denkt man, 345 Euro im Monat – das sollte klappen.“ Doch dann geht davon Telefon ab, ÜSTRA-Fahrtkosten, wenn er einmal nicht das Fahrrad nehmen kann. Ein wenig zurücklegen für Notfälle ist auch ratsam. Bleiben 3,16 Euro am Tag fürs Essen. „Das ist schon ein Hohn. Obwohl ich auch sonst kaum Fleisch esse ... Von diesem Geld dauerhaft zu leben, ich denke, das haut nicht hin!“ Überrascht haben ihn auch die sozialen Konsequenzen. Schnell wird es einsam im Leben eines Hartz-IV-Empfängers. Auswärtige Verwandte und Freunde besuchen geht überhaupt nicht mehr, weil das Fahrgeld fehlt. Sich mit jemandem in einer Kneipe verabreden ist auch zu teuer. Zuhause? Muss man ja etwas anbieten, geht von 3,16 Euro nicht. Kino und Theater? Gar nicht dran zu denken! „Wenn man im Sportverein ist, kann man nur hoffen, dass die einen Hartz-IV-Tarif haben!“ Meist muss man auch noch in einen anderen Stadtteil in eine billigere Wohnung ... Das gesamte Leben ändert sich von Grund auf, hat er festgestellt. Doch das war es, was er wollte: Hartz-IV-Realität abbilden, unverstellt und ungeschönt.

Mit seiner Tätigkeit nah am Menschen, nah am Leben zu sein, das ist für ihn Ehrgeiz und Leidenschaft. „Für mich ist es ein Glücksfall so eine Arbeit machen zu dürfen: Rausgehen, zu beobachten, das Erlebte schreibend zu verarbeiten und dem Leser Eindrücke zu vermitteln, zu denen er sonst keinen Zugang hat.“ Journalismus als hautnahe und authentische Übermittlung von Leben, von Menschen und von Ereignissen – so versteht er seinen Beruf und ist fasziniert davon. Dabei hatte Thorsten Fuchs eigentlich Lehrer werden wollen, hatte nach seinem Zivildienst in Kiel und Freiburg Germanistik und Geschichte studiert und sich dann, weil er auch schon Schülerzeitung gemacht hat, auf gut Glück an der renommierten Deutschen Journalistenschule in München beworben, mit einer Reportage über einen Fahrradkurier. Unter Hunderten von Bewerbern erhielt er einen der 15 heiß begehrten Plätze. „Wonach die gehen? Ich weiß es wirklich nicht, war eben viel Glück“, sagt er bescheiden und ohne jede Koketterie. Im zweitgrößten Prüfungseminar hatte man von ihm etwas über die Wertekrisen in Bremen erfahren wollen. „Da hat mir mein maritimer Hintergrund geholfen“, sagt der gebürtige Bremerhavener, der einen Kilometer hinterm Deich aufgewachsen ist. Der Vater: Kapitän auf Containerschiffen. „Das hat wenig mit Seemannsromantik zu tun. Das ist Fernfahrerleben auf dem Wasser“, sagt Fuchs. Für ihn war es nie ein Berufsziel.

Doch in den Norden wollte er zurück, arbeitete nach der Zeit in München unter anderem bei der Ostseezeitung in Rostock, bevor er die Festanstellung bei der Hannoverschen Allgemeinen erhielt. „Der Norden, vor allem das Meer, ist für mich Zuhause. Ruhe, Besinnung, einfach ein starkes Heimatgefühl.“ Und Hannover? Er zwinkert: „Mit der Gewissheit, dass es zum Meer nicht so weit ist ...“ Er wohnt in der Nordstadt und fühlt sich wohl dort. „In Hannover gibt es bezahlbare, schöne Wohnungen. Man kann hier gut leben, und ich mag die unaufgeregte Sicht auf die eigene Stadt.“

Nach seiner Hartz-IV-Serie haben ihn viele Menschen angerufen und angesprochen. „Es ist ein Riesenthema. Allein in der Region betrifft es 60.000 Haushalte.“ Die Erfahrungen haben ihn verändert, sagt er. Er weiß jetzt, wovon die Rede ist, hat einen besseren Blick und mehr Verständnis für Leute, die in einer solchen Situation leben.

Der schlanke Mann in der schwarzen Reißverschlussjacke dreht die Teetasse nachdenklich zwischen den Händen. Er spricht leise und seine blauen Augen sehen jetzt besonders ernst aus. Die Serie ist aus einem bestimmten Grund mit seinem Leben unauslöschlich verbunden: Mitten in der Arbeit an ihr ist seine Freundin gestorben, vollkommen unerwartet, an den Folgen einer unerkannten Grippe. Die Aufgabe war für ihn dann wie ein Rettungsanker, an dem er sich festhielt. Sie gab ihm das Gefühl, etwas Sinnvolles zu tun und bot Momente des Verdrängens. Er fährt sich durch das kurze aschbraune Haar, steckt die rechte Hand in den Jackenausschnitt und massiert die Schulter. Er trägt noch den Ring. Wie man mit einer solchen Situation umgeht? „Wenn ich darauf eine Antwort hätte, würde ich sie gerne sagen und es gerne auch selbst befolgen.“

Eva Holtz

Disco im DoG

Seit gut zwei Jahren gibt es für die Bewohner Disco im Klinikum Wahrenndorf, jeden zweiten Mittwoch im Monat von 18 bis 21 Uhr im Dorff-Gemeinschaftshaus, dem DoG-Veranstaltungszentrum in Köthenwald.

Heute ist es für Organisator und DJ Volker Harmgardt – er ist einer der Heimleiter – anfangs ein wenig schwer, die Gäste in Gang zu kriegen. Eine Frau zwischen 30 und 40 tanzt unermüdlich, im Mantel und mit unter den Arm geklemmter Handtasche. Sie schnippt mit den Fingern und scheint mitzusingen. Ein dicker Mann im weißen T-Shirt steht lässig in der Mitte der Tanzfläche, lässt seinen beeindruckenden Bauch wackeln, hebt die Arme und bewegt sich temperamentvoll im Rhythmus der Musik. Einige Dreier- und Vierergruppen finden sich und bilden beim Tanzen einen Kreis. „Verdammt war ich glücklich, verdammt war ich frei!“ brüllt es aus den Lautsprechern. „Ist das laut“, schimpfen einige ältere Bewohner, die mit Rollator in den Saal und in Richtung Tanzfläche gerollt sind, bleiben aber trotzdem. Auch einem anderen Gast ist es wohl zu laut. Er steht direkt vor der Bühne, zwischen den Lautsprechern und hält sich die Ohren zu – so lässt es sich aushalten.

Zwischen den Biertischgarnituren streift eine Frau umher und scheint jemanden zu suchen. Sie trägt einen Lodenjanker und einen langen Rock mit auffälligem Tigerstreifen – eine sehr kreative, aber gewagte Zusammenstellung. Auch andere Gäste haben sich schick gemacht, mit Anzug oder Jacket und Schlips und Kragen. Rudi ist um die 70, auch er hat heute etwas besonderes an: Eine schwarze Jeans mit schmückenden Glitzersteinchen an den Längsnähten. Stolz zeigt auf die Außenseite seiner Hose: „Am anderen Hosenbein auch!“ erklärt er. Zum Tanzen hat er keine Lust, aber gucken ist umso spannender für ihn. Mit verschränkten Armen und einem leicht amüsierten Grinsen sitzt er da, und ihm entgeht nichts. „Marie, Marie“, grölt ein Gast lautstark mit der Musik. Und bei Status Quo und „Rockin‘ all over the world“ spielt sogar DJ Volker Harmgardt auf der Bühne hingebungsvoll Luftgitarre. Ein Tänzer nimmt es mit zwei Partnerinnen gleichzeitig auf, temperamentvolle Dreher und einige fast perfekte Rock-Schritte sind zu sehen. Ein einsamer, grauhaariger Gast hüpfte ausdauernd auf der Stelle, während andere ebenso ausdauernd an den Tischen sitzen und Würstchen und Kartoffelsalat in sich hineinschaufeln. Rudi ist ein junges Pärchen aufgefallen, das zärtlich miteinander schmust. Er zwinkert belustigt. „Ich bin Maggie, und ich habe mich heute verliebt!“ schreit eine junge Frau oben auf der Bühne ins Mikrofon. Sie strahlt und fügt noch hinzu: „... wo die Liebe hinfällt!“ Dann sprintet sie zu ihrem Platz zurück, läuft an den Tischen vorbei strahlt immer noch und lässt ihren langen brünetten Pferdeschwanz hin und her fliegen. *eva*

In der Disco gibt es sogar alkoholfreies Bier.

Foto: Giesel



Cornelia S. in ihrem Zimmer in Ilten.

Fotos (2): Giesel

Tschacka – ich schaffe das!

Jun, hübsch, intelligent – doch kaum eine erreichbare Stelle ihres Körpers ist unversehrt. Ihre Arme und Beine haben besonders viel abbekommen. „Borderline“ heißt die psychisch-seelische Erkrankung, an der Cornelia S. (Name geändert) leidet, und die unzähligen Narben von selbst zugefügten Wunden sind ein sichtbarer Ausdruck.

In der Psychiatrie der MHH seien sie mit ihr nicht mehr „fertig geworden“. Voll die Krise hat sie gehabt, berichtet sie. Damals sagte man ihr, die Verlegung in die „Geschlossene“ im Klinikum Wahrenndorf bedeute für sie Endstation. „Das kommt Scheiße an. Ich habe nicht mehr an mich geglaubt“, erinnert sich die 22-Jährige.

Inzwischen sind gut zwei Jahre vergangen. Ein halbes Jahr lebt die junge Frau, die aus Wolfsburg stammt, jetzt schon in einem offenen Wohnbereich in Ilten, hat ein gemütlich eingerichtetes Einzelzimmer mit Bad. Am Holzregal baumeln zwei Paar durchgetanzte rosa Ballettschuhe, eine Sammlung dekorativer Döschchen gibt es da, auch mehrere schwarz-weiß-Fotos von einem kleinen Mädchen mit Zöpfen. „Ich mag diese alten Bilder sehr. Es ist meine Tante“. Auf der rosa gemusterten Bettdecke liegen Zettel, alte Speisepläne aus der MHH, auf ihnen sind Gedichte notiert. In der Kochnische klebt am Hängeschrank über der Spüle ein Foto von ihr und ihrer Mutter, lächelnd und eng aneinandergedrückt.

In diesem Jahr hat Cornelia den Führerschein gemacht und eine Ausbildung als Rettungssanitäterin angefangen. „Es ist Wahnsinn. Wenn ich vergleiche, wie ich vor einem Jahr drauf war – und jetzt!“ Gesicherte Fenster und Türbeschläge hat sie aus der Verankerung gerissen, Personal angegriffen und schlimm randaliert – und das mit 48 Kilo bei etwa 1,70 Größe. Essstörung ist ein anderes Symptom der Erkrankung. Immer wieder musste sie ans Bett fixiert werden, um sich zu beruhigen. Und irgendwann hat sie sich gesagt: Ich will mehr vom Leben haben, als fixiert da zu liegen. Von einem Tag auf den anderen erwachte ein zäher Wille in ihr und sie begann zu kämpfen, täglich von Neuem. Die Arbeitstherapiemaßnahme im Café Kuckucksnest und jetzt in der Kunstwerkstatt in Köthenwald haben ihr dabei sehr geholfen. „Das ist total wichtig. Ein gutes Gefühl, als normaler Mensch behandelt zu werden und die gleiche Arbeit zu machen!“

„Tschacka – ich schaffe das“, ist ihr Motto für dieses Jahr. Das gibt ihr Kraft und Mut, wenn es mit dem Kämpfen einmal schwer fällt. Eine tägliche Gratwande-

lung sei es, sagt sie und schließt Rückfälle nicht aus. Ergotherapeutin würde sie am liebsten werden. Doch dafür müsste die ehemalige Waldorffschülerin erst einmal den Realschulabschluss nachholen. Mehrfach hat sie versucht sich umzubringen, das erste Mal mit 14. Die Einlieferung in die Kinder- und Jugendpsychiatrie war die Folge. „Ich habe alles probiert: mit Tabletten, Pulsadern aufschneiden, erhängen, Tüte über den Kopf ...“ Zum Teil seien es Hilferufe gewesen, zum Teil ernst gemeinte Suizidversuche, weil sie in ihrer Verzweiflung keinen anderen Weg gesehen hat. Mit den Eltern spricht sie nicht über ihren Zustand. „Mit meiner Mama habe ich es mal versucht, aber ich habe Angst, dass es sie zu sehr mitnimmt.“ Erzählt hat sie ihnen – viel später allerdings –, wie alles bei ihr angefangen hat. Mit 13/14 ist sie ein Jahr lang ständig missbraucht worden, von Fremden, sagt sie. „Das werde ich niemals verarbeiten können. Ständig laufen diese Filme in meinem Kopf ab, von der Nähe, die man nicht will, die Brutalität, die Todesangst ...“ Noch heute spürt sie das Messer an ihrer Kehle. Gesagt hat sie lange nichts, aus Angst, die Kerle bringen sie und ihre Familie um. „Um das überhaupt in meinen Kopf rein zu kriegen, habe ich mir eine Weile eingeredet, dass ich es ja vielleicht gewollt habe. Mittlerweile weiß ich: Die sind krank und totale Aschlöcher. Heute hasse ich sie.“ Angezeigt hat sie die Männer aber bis heute nicht, obwohl diese Erlebnisse ihr Leben zerstört haben.

Schule war dann nur noch Nebensache. Für ihr geliebtes Ballett hatte sie bald keine Kraft mehr, weil der Zwang zum Hungern und Ritzen von ihr Besitz ergriffen hatte. Für sie sei das eine Ablenkung von der „anderen Geschichte“ gewesen. „Wenn ich mich schneide, versuche ich den tierischen Druck abzubauen, der in mir ist. Dann bin ich ganz taub und merke mich nicht und denke, ich bin tot. Egal wie tief ich schneide, es tut nicht weh. Wenn dann das Blut herausläuft, spüre ich seine Wärme und dass ich lebendig bin.“ Für einige Minuten sei das eine Erleichterung, doch nicht lange.

Inzwischen hat sie andere Methoden gefunden, den unerträglichen Druck abzubauen. Bewegung, Sport und körperliche Anstrengung funktionieren am besten, sagt sie. „Ich schreibe auch viel, einfach drauflos, was ich empfinde.“

Eva Holtz

Tunnel aus Schleier und Wolken

Ein Tunnel, so wunderbar zu schau, in weiße Schleier gehüllt die Wände, der Boden aus Wolken bestückt! Ich lief bedächtig und leise den weißen Gang entlang. Als würde die Sonne scheinen, so war es warm darin. Und meine Sorgen und Ängste, sie flogen dahin. Ich wollte ewig so wandern, wollte nie mehr fort. Die Erwartung auf das Ende, was verbirgt sich dort? Doch leider lag ich plötzlich wieder in diesem Raum. Es war schrecklich und dunkel und Wärme war da kaum. Ich war zerschunden, zerschissen. Das Blut, es rann aus mir. Ich konnt mich kaum noch regen, vor Schmerz mein Gesicht verzerrt. Ich wünschte mich so sehr zurück an diesen Ort, wo Helligkeit und Wärme meinem Herzen schmeicheln tut!

Cornelia S.



Maifeier: Der Oratorienchor Hannover singt Verdi.

Foto: Schümann

Aalglatt (Bügelstube) Borgentrickstr. 4–6, 30519 Hannover, Tel. 05 11/84 89 53–18, Mo bis Fr 9 bis 12 Uhr, Susanne Streboost

Ambulante Psychiatrische Betreuung Borgentrickstr. 4–6, 30519 Hannover, Karina Fröhlich, T. 05 11/84 89 53–10

Betreuer- und Angehörigenfortbildung zu versch. Psychiatrie-Themen, (regelmäßig u. kostenlos), Institut f. Fort- u. Weiterbildung, Großer Knickweg 10, 31319 Köthenwald, Auskünfte: Ursula Kretz, Tel. 051 32/90–27 32

Bistro Sympatico Borgentrickstr. 4–6, 30519 Hannover, Tel. 05 11/84 89 53–15, Mo bis Fr 8 bis 20 Uhr, Sa u. So 11.30 bis 17 Uhr, ab 12 warme Küche, Slavia Oheim

CaféArtig Volstr. 41, 30161 Hannover-List, Tel. 05 11/394 34 96, Mo, Di, Mi 8 bis 16 Uhr, Do, Fr 8 bis 22 Uhr (tägl. Bustransfer von/nach Köthenwald), Teresa Benne

Café Kuckucksnest Wahre Dorfstr. 1, 31319 Köthenwald, Tel. 051 32/90 25 14, Mo bis Fr von 8 bis 20 Uhr, Sa, So und Feiertags 11 bis 20 Uhr, Betti Becht

Depressionsgruppe Borgentrickstr. 4–6, (Hannover-Döhren), Treffen Mi von 16.30 bis 17.15 Uhr, Dr. Almut Lippert und Anne Willam, Tel. 051 32/90–24 74.

Dorff-Gärtnerei – eigener Anbau! – Waragasse 3, 31319 Köthenwald, Tel. 051 32/90–25 95, Mo bis Fr 8 bis 17 Uhr, Sa 8.30 bis 12.30 Uhr, Annegret Schmidt

Dorff-Laden (Second-Hand, 96-Fanshop, Kiosk) Wahre Dorfstr. 1, 31319 Köthenwald, Tel. 051 32/90–25 58, Mo bis Do 8 bis 16 Uhr, Fr 8 bis 18 Uhr, Sa 9 bis 12 Uhr

Epilepsie Selbsthilfegruppe CaféArtig, Volstraße 41, 30161 Hannover-List, Tel. 05 11/394 34 96, jeden ersten Freitag im Monat um 19 Uhr, Kontakt über: Martin Rumpf, Tel. 051 36/89 27 90 und Klaudia Bade, Tel. 05 11/66 90 88

Fahrradwerkstatt Waragasse 31, 31319 Köthenwald, Tel. 051 32/90–27 12, Mo bis Fr 8 bis 12 Uhr und 13 bis 16 Uhr, Lothar Brand, Stefan Löwe

is' ja pflege celle Heese 18, 29225 Celle, Tel. 051 41/90–27 10, Monika Graetsch, Mo bis Fr 7.30 bis 16 Uhr

Kaffeerunde für „Ehemalige“ und andere Interessierte jeden Do um 16 Uhr in der Klinik im Park 1, Wilhelm-Dörriesstraße, 31319 Ilten, Auskünfte über: Tel. 051 32/90–24 95, Lothar Schwittek

Kunstwerkstatt Köthenwald Wahre Dorfstr. 1, 31319 Köthenwald, Mo bis Do 12 bis 18 Uhr, Sonntag 13 bis 18 Uhr, Annette Lechelt, Tel. 051 32/90–28 75

Medikamenten- und Alkoholprobleme – Frauengruppe, Treffen jeden Dienstag, 17 bis 18.30 Uhr, Klinik im Park, 31319 Ilten, Rudolf-Wahrenndorffstr. 22, Ansprechpartnerinnen: Cornelia Seitz, Gundl Morreale, Tel. 051 32/90–24 95, Regina Tegtmeyer, Tel. 051 32/90–23 06

Sorgentelefon gebührenfrei und rund um die Uhr, Tel. 0800–8 45 93 90

Suchtmedizin Offene Sprechstunde Rudolf-Wahrenndorffstr. 22, 31319 Ilten, jeden Di 13.30 bis 15 Uhr, Kontakt: Dr. G. Sander, Tel. 051 32/90–24 65

Tischlerei Waragasse, 31319 Köthenwald, Mo bis Fr 7.15 bis 16 Uhr, Lars Müller, Tel. 051 32/90–25 43

Türkische Angehörigengruppe Borgentrickstr. 4–6, 30519 Hannover, Ansprechpartner: Ali Polat u. Sultan Erdogan, Tel. 05 11/8 48 95 30

Veranstaltungs-Service Miete von Räumen für Veranstaltungen, für 20 bis 200 Personen (Sitzplätze), Service und Restauration auf Wunsch inklusive, Auskünfte über: Katrin Kruschel, Tel. 051 32/90–22 84

Verrückt ...?



David McAllister, Vorsitzender CDU-Fraktion im niedersächsischen Landtag, Hannover/Bad Berka:

Verrückt? Oft sind bedeutende Entdecker oder Erfinder wegen ihrer Ideen für verrückt erklärt worden. Später hat sich herausgestellt, dass sie goldrichtig lagen. Die Gebrüder Wright z. B. mit ihrem fliegenden Gefährt! Hätte man damals das Ausmaß der heutigen Luftfahrt voraus-sagen können? Sie haben an ihre Idee geglaubt, es immer wieder probiert und Recht behalten! Das zeigt: Man sollte nie vorschnell etwas als „verrückt“ abstempeln, nur weil es „anders“ ist. Das gilt auch für die Politik. Wer in den immer gleichen Schablonen denkt, wird keine Lösungen für die Herausforderungen unserer Zeit finden. Ich wünsche mir, dass wir viel mehr Perspektivwechsel wagen, den Mut haben, an Träume zu glauben und die Konsequenz, den für richtig befundenen Weg zu Ende zu gehen – egal, ob die Leute einen für verrückt erklären, oder nicht.

Herbert Gerlach, Kaufmann, Bergamo/Italien: Eigentlich sind wir doch alle ein bisschen verrückt. Jeder auf seine Art. Das ganze Leben ist verrückt. Man kann auch auf Dinge verrückt sein. Seit ich in Italien lebe, erlebe ich das sowieso so: Alles ist ein bisschen verrückt – allein der Kulturwechsel...

Fred-Martin Dillenberger, Geschäftsleitung „Germerloft Innenausbau“, Gebrden: Verrückt ist für mich keineswegs in erster Linie negativ! Wenn sich Kreise schließen, wenn Mensch zusammenfinden und man fest-

stellt, wie klein die Welt ist – das ist doch oft verrückt! Verrückt ist für mich: unerwartet, sympathisch und liebenswert nach dem Motto „Die Oma ist ein bisschen verrückt!“

Was ist ein Promi?

Oswald Spinti (73):

Günter Grass ist prominent. Der ist Schriftsteller und auch Kunstmaler und Grafiker. Bekannt sein ist aber nicht so leicht. Man weiß ja nicht, was die Leute wirklich über einen denken! Ich habe auch Gedichte geschrieben, aber sehr bekannt bin ich nicht. Das hätte ich auch nicht sein mögen!

Christine Lange (37):

Ich bewundere keinen, ich bin Einzelgänger. Wenn man berühmt ist, dann kennt einen jeder. Das ist bestimmt anstrengend, sich der Öffentlichkeit zu zeigen, immer schön auszusehen, immer nen guten Eindruck zu machen ... Bin lieber im Hintergrund. Nein, ich will nicht selber berühmt sein.

Johann-Paul Bussow (80):

Die Spinner da, die sind prominent, diese Gigolos, die Schauspieler ... Da hab ich letzters erst wieder was im Fernsehen gesehen, von Mallorca ... Da war ein Fest, da waren die ganzen Spinner ... die Angeber ... Nee, nee, da kann ich nicht drauf! Musik höre ich gern. Johnny Cash ist mein Lieblingsänger, weil der Country-Liedersingt, die gefallen mir besonders. Der ist kein Spinner!

Impressum

is' ja Ilten!

Herausgeber: Klinikum Wahrenndorf GmbH

Gesamtkonzeption, Redaktionsleitung und Text: Eva Holtz

Layout: Umb|fuchs, Petra Laue, Matthias Höpener-Fidus

Fotos: Joachim Giesel, Eva Holtz, Alt, klinische Psychiatrie der MHH, Hillera Schümann, Sabine Sammetat

Anschrift der Redaktion: Klinikum Wahrenndorf, Rudolf-Wahrenndorffstr. 22, 31319 Sehnde, Tel. 051 32/90 22 50, Fax 051 32/90 22 66 Internet-Seite: www.Wahrenndorf.de e-mail: info@wahrenndorf.de

is' ja Ilten! erscheint vierteljährlich

Alle Personen, die hier zu Wort kommen oder erwähnt und mit vollem Namen genannt werden, sind ausdrücklich damit einverstanden.

3/ JULI 2007

DAS ANDERE MAGAZIN AUS DEM KLINIKUM WAHRENDORFF IN ILTEN

is' ja Ilten!

DAS PORTRÄT
Thorsten Fuchs



Die Wahren Dorff Freunde unterstützen die Forschung



PAARE IM KLINIKUM
Brigitte Bartz und Fritz Thormann



PROMINENTE BEFRAGT
Was ist verrückt?





Wetter und Stimmung passen beim Maifest in Köthenwald.



Fotos (3): Schümann

„Wir sind ja nicht aus Jamaika. Wir sind aus der Anstalt!“

Es ist eine Veranstaltung des Fördervereins die „Wahren Dorff Freunde“ und ein Maifeiertag einmal anders: Köthenwald statt Klagesmarkt, Verdi als Oper, Bedienung durch Führungskräfte, Festrede vom Wirtschaftsminister, Rock statt Reggae.

Die Sonne strahlt vom Himmel. 1. Mai: Es duftet nach Popcorn und nach Bratwurst, und von der kleinen Bühne tönen Dixie-land-Klänge bis über die Bundesstraße 65 in Köthenwald. Im Klinikum Wahrenndorff steigt zum ersten Mal „Die wahre Dorff Mai Kundgebung“.

Die vielen Biertische auf der Wiese neben dem Café Kuckucksnest sind eng besetzt, und wer keinen Sitzplatz gefunden hat, steht eben. In den Getränkewagen zapfen leitende Mitarbeiter des Klinikums und Mitglieder des Fördervereins „Wahre Dorff Freunde“ Bier und schenken Getränke aus. Sie stehen auch am Grill und erledigen den Service. Denn die 1. Mai-Feier im Klinikum Wahrenndorff ist von besonderer Art: Die Wahren Dorff Freunde haben sie für die Mitarbeiter und Bewohner organisiert, um sich bei ihnen zu bedanken für Arbeit und Engagement bei ihren Veranstaltungen. „Diese Feier heute ist ein Dank an Sie für die jahrelange Unterstützung unserer Veranstaltungen! In den Wahren Dorff Freunden werden Sie immer Freunde und Freundinnen für Ihre Arbeit haben!“ sagt die stellvertretende Vorsitzende des Fördervereins, Vizepräsidentin Doris Klawunde. Der Oratorienchor Hannover schmettert Verdis „Gefangenchor“ aus der Oper „Nabucco“, und nach dem „Happy Jazz Trio“ heizt den rund 650 Besuchern die Mitarbeiter-Heavy-Metal-Band „Zyp-rexxa“ richtig ein.

Auch Wirtschaftsminister Walter Hirche hat es sich nicht nehmen lassen, zu kommen. „Hier und heute begleitet uns Verdi in ganz anderer Form“, schmunzelt er und stellt in seiner Rede die Leistungsbe-reitschaft der Menschen und vor allem die der Mitarbeiter des Kli-nikums in den Mittelpunkt. Und er ermuntert sie: „Feiern Sie, genießen Sie es. Es ist vor allem Ihr Tag.“

Das lassen sich die Mitarbeiter nicht zweimal sagen und ergreifen auch selbst das Wort. Heilerziehungspfleger Frank Böhm geht ans Mikrofon und berichtet, er ar-beite seit zehn Jahren im Klinikum und seitdem habe sich sehr viel getan, auch für ihn selbst: „Ich habe als Azubi hier angefangen. Ich konnte mich fort- und weiterbilden und bin jetzt Mentor und Wohnbereichsleiter! Meine Fortbildungs-wünsche wurden ernst genommen – auch deshalb arbeite ich gerne hier und freue mich auf die nächsten zehn Jahre!“

Für Marcus Gode, Mitglied des Betriebsrates, ist besonders erwähnenswert: „Ich habe einen Chef zum Anfassen, und ich finde, wir haben ein tolles Gehaltssystem. Heute freue ich mich, dass die Heimleiter für uns das Bier zapfen, es ist kalt und gut. Und in den Wohnbereichen tun die Wohnbereichsleiter derweil für uns die Arbeit! Das finde ich beachtlich! In diesem Sinne: Ich wünsche allen Anwesenden einen schönen 1. Mai!“

Ein Bewohner erklimmt die Bühne und singt ein wenig schräg. „My boney goes over the ocean“ und dann ein selbstverfasstes Lied über die Liebe. Die Mitarbeiter wundern sich, denn sie kennen ihn sonst als sehr schüchtern und eher in ganz andere Richtung. Heute strahlt er, freut sich, für einige Minuten im Mittelpunkt zu stehen und geht nach seiner Vorstellung stolz lächelnd auf seinen Platz zurück. Auch andere Bewohner stehen nun vor der Bühne und wollen etwas zum Besten geben. Doch nun haut die Mitarbeiter-Band in die Saiten. „Wir sind Zyprexsa, und wir kommen aus der Anstalt“, brüllt der Leadsänger ins Mikro, und ab geht die Post mit „Zu spät!“, einem Song der „Toten Hosen“. Vor der Bühne stehen die Bewo-hner und staunen über ihre Heimleiter und Pfleger. Ein Bewohner hat sich nach oben gemogelt, stellt sich neben Uri Sorrentino, den Gitarristen, und spielt mit höchstem Körpereinsatz Luftgitarre. Ein anderer schreit: „Ich will Reggae!“ „Nein, Reggae können wir nicht. Wir sind ja nicht aus Jamaika. Wir sind aus der Anstalt!“, brüllt Heimleiter Peter Steinig (am Bass) zurück.

Eva Holtz

Wahre Dorff Freunde unterstützen die Forschung

Bisher weltweit einmaliges Experiment: Wahrnehmungsanpassung bei veränderter Schattengebung

Acht Medizinstudenten haben sich bis jetzt als Versuchspersonen für ein bisher einmaliges Experiment zur Verfügung gestellt: Sie leben zehn Tage lang in einer Umgebung, in der das Licht ausschließlich von unten kommt, und die Schatten von unten nach oben fallen – also genau im Gegensatz zum täglich Gewohnten. Es ist geplant, dass auch psychotische Menschen für einige Tage in der umgebauten Wohnung leben. Reagieren Gesunde und Kranke unterschiedlich? Und wenn ja, wie? Was lässt sich daraus für die Entstehung und Behandlung von psychotischen Menschen ableiten? Das Forschungsprojekt wird von der Medizinischen Hochschule Hannover (MHH) und dem Klinikum Wahrenndorff gemeinsam durchgeführt. Gesponsert wird es vom Förderverein des Kli-nikums, den „Wahren Dorff Freunden“.

Draußen scheint die Sonne von einem blauen Himmel. Freunde, die die vier Probanden besuchen, erzählen ihnen das. Selbst sehen können sie die Sonne zehn Tage lang nicht und rausgehen ist nicht zulässig. Fenster und Türen sind mit Folie verdunkelt und mit schwarzen Vorhängen verhängt. Die gesamte Doppelhaushälfte ist innen schwarz gestrichen, auch Wände, Decken, Treppen und Türen haben diesen Farbton. Sogar einen schwarzen Duschvorhang gibt es im Badezimmer. Über den Fußleisten sind Lichtbänder angebracht. Die Treppenstufen hoch liegt eine Leuchtschlange. Auch im gut ausgestatteten Fitnessraum im Keller, im Bad und in der Küche kommt das Licht ausschließlich von unten. Beim Eintreten erkennt man zunächst wenig. Doch die Augen gewöhnen sich schnell an die dämmrige Situation. Die große, komfortabel eingerichtete und gut ausgestattete Wohnung hat außer einem Fernseher, Rechner und Bildern fast alles – eben nur kein natürliches Licht. Bilder sehen die Probanden nur in Form von bestimmten Testbildern, die ihnen zweimal täglich vorgelegt werden. Die Doktorandin, die das Forschungsprojekt betreut, dokumentiert dann, ob, was und wie sich die Wahrnehmung im Laufe der zehn Tage verändert. Die vier Versuchspersonen aus der zweiten Testreihe sind

Schattenfall einmal ganz anders: Ausschließlich von unten nach oben.

Fotos (2): Abt. Klinische Psychiatrie der MHH



3



4

selbst gespannt, wie sie unter so ungewohnten Bedingungen zurecht kommen und sich verhalten. Die Jüngste, die 22-jährige Laura, hatte Zweifel, ob sie überhaupt durchhält, und staunt jetzt: „Ich dachte, mir würde die Decke auf den Kopf fallen und habe ganz viele Bücher mitgenommen. Erstaunlicherweise wird mir gar nicht langweilig, und zum Lesen komme ich kaum!“ Die Vier haben sich ihre Lebensgeschichten erzählt, spielen Risiko, Poker, Kniffel und Wer-bin-ich? und treiben viel Sport: Laufbandtraining, Fitness und Tischtennis. „Wenn ich mir vorstelle, dass meine Freunde am See liegen, neige ich schon mal zu ungueter Stimmung. Aber dann mache ich viel Sport, und dann geht es mir besser“, sagt die 23-jährige Ramona. Auch dass sie auf Rechner und Internet verzichten müssen, hat sich als unproblematisch herausgestellt. Antje ist 29, hat einige Jahre als Physiotherapeutin gearbeitet und jetzt noch das Medizinstudium dranhängt. Die Ausstattung der Wohnung hatte sie so nicht erwartet: „Ich habe es mir ganz schäbig vorgestellt und war überrascht, wie schön es hier eingerichtet ist!“ Sie sagt auch – und das ist eine weitere Überraschung für sie: „Ich bin eines morgens aufgewacht und habe gemerkt: Für mich ist es normal, dass die Schatten andersherum fallen. Es stört mich nicht mehr. Wenn es immer so wäre, wäre es auch in Ordnung.“

Die Vier haben festgestellt, dass sie ein viel höheres Schlafbedürfnis haben, auch, dass sie sensibler auf Geräusche und kleine Vorkommnisse reagieren. Wenn es nachts knallt, unerklärlich ein Stück Fleisch verschwindet oder der einzige Tischtennisball kaputt geht, hat das Dramatik und bewirkt wilde Spekulationen. Deshalb sind Ramona und Laura auch zusammen in ein Zimmer gezogen und fühlen sich seitdem sicherer.

Richtige Krisen haben sie aber nicht erlebt, sagen sie. Was immer hilft, ist Sport – und: „Ich kann mir vorstellen, dass es nicht so toll hier ist, wenn man eh schon depressiv ist oder psychisch labil“, räumt Markus (28) ein. Die zehn Tage haben die Gruppe zusammengesogen. In vielen Gesprächen haben sie sich gut kennen gelernt und wollen in Kontakt bleiben. Auf die Ergebnisse des Tests sind sie natürlich sehr gespannt – und auch ein bisschen stolz, dass sie die zehn Tage so gut überstanden haben.

Eva Holtz

Psychosen auf die Spur kommen?

Es ist medizinische Grundlagenforschung: Wie reagiert das Gehirn (gesunder und kranker Menschen) auf die Veränderung einer seit Jahr-millions bestehenden Umweltbedingung? Wie passt sich die Wahrnehmung an, wenn das Licht ausschließlich von unten ausgeht und die Schatten von unten nach oben fallen? Privatdozent Dr. med. Torsten Passie, Oberarzt der Abteilung Klinische Psychiatrie der MHH und Leiter des Forschungsprojektes, erklärt die Hintergründe.



Foto: Holtz

Warum führen Sie ein solches Experiment durch?

„Es geht um das Thema ‚Bewusstsein und Wahrnehmung‘. Wir wollen über die Vorgänge im Gehirn mehr wissen, um den Mechanismen, wie psychotisches Verhalten entsteht, auf die Spur zu kommen. Wir wissen, dass bestimmte Wahrnehmungsleistungen bei psychotischen Menschen oder unter dem Einfluss psychedischer Drogen anders sind. Nachgewiesen ist das bisher aber noch nicht. Mit diesem Experiment wollen wir das nun empirisch erforschen. Dazu gehören selbstverständlich noch andere Untersuchungen, aber diese Versuchsreihe mit gesunden – und später auch mit psychotischen Menschen – schafft eine ganz wesentliche Grundlage, die es bisher noch nicht gibt.“

Worum geht es bei diesem Experiment?

Aufgrund moderner Forschungsergebnisse geht man davon aus, dass unser Gehirn die Wirklichkeit konstruiert. Wir sehen nicht, was wirklich ist, sondern was wir als wirklich erachten, was wir gelernt haben. Wenn wir nun das Gehirn veränderten Umweltbedingungen aussetzen, so passt es sich daran an. Doch trifft dies auch zu, wenn es etwas ist, das das Gehirn seit Jahr-millions so kennt? Wenn ja, wie läuft das bei gesunden und wie bei psychotischen Menschen? Wir überprüfen die Reaktionen auf die veränderte Richtung des Lichteinfalls anhand von Bildern, von optischen Täuschungen, die wir den Versuchspersonen in regelmäßigen Abständen vorführen. Festzustellen ist, dass sich nach einigen Tagen die Wahrnehmung dieser optischen Illusionen grundlegend verändert. Dabei scheint es auch Unterschiede zwischen Männern und Frauen zu geben. Mehr möchte ich über die Ergebnisse aber noch nicht sagen, um weitere Versuchspersonen nicht zu beeinflussen!

Wie geht die Versuchsreihe weiter?

Bisher haben wir nur gesunde Menschen getestet. Wir brauchen diese Messungen als Ausgangsbasis zum Vergleich. Wir mussten aber vor allem erfahren, ob das Experiment vielleicht mit psychischem Stress einhergeht und ob es Menschen mit Psychosen überhaupt zuzumuten ist. Ergebnis: Der Stressfaktor ist – mindestens bei Gesunden – verschwindend gering. Die Tests mit psychisch Kranken sind für den Herbst geplant, vorher laufen noch weitere Tests mit Gesunden. Klar ist, dass wir nur mit Patienten arbeiten werden, die sich nicht in einem akuten psychotischen Zustand befinden, sondern stabil und gut medikamentös eingestellt sind.

Welche Resonanz erwarten Sie im medizinischen Bereich?

Weil in der gesamten Wissenschaftsgeschichte ein solcher Versuch noch nicht unternommen wurde, werden die Ergebnisse für die medizinische Grundlagenforschung hochinteressant sein! Es wurde schon einmal mit Prismenbrillen experimentiert, mit denen man die Welt umgekehrt sieht. Darüber gibt es aber keine wissenschaftlichen Publikationen. Ein Forscher aus San Diego hat die illusionären Bilder entwickelt, die wir unseren Probanden vorlegen, aber ein Experiment, wie jetzt hier im Klinikum Wahrenndorff, ist damit noch nicht gemacht worden. Wir sind alle sehr gespannt!

Das Gespräch führte Eva Holtz

„Heute hier, morgen dort...“ Tag des Liedes im Klinikum

Der Förderverein die „Wahren Dorff Freunde“ ist für viele Veranstaltungen im Klinikum zuständig, eine davon war auch der erste „Tag des Liedes“ im Park des Amthauses in Ilten.

Fünf Chöre aus Ilten und Umgebung präsentierten den rund 100 Besuchern ein abwechslungsreiches Programm unter freiem Himmel: von südafrikanischen Gospelsongs über Plattdeutsche Lieder und volkstümliches Liedgut bis zu englischen Folksongs und deutschen Liedermachern. Organisator des Liedernachmittags war Peter Koster, Vorsitzender des Männergesangsvereins Ilten, Wahrer-Dorff-Freund und im Hauptberuf Leiter der Patientenverwaltung des Klinikums. Neben seinem eigenen Chor zeigten auch die Chorgemeinschaft Adenstedt, der Gemischte Chor Ingeln-Oesselse, die Liedertafel Sehnde und der Frauenchor Ilten, was sie können. Viele Lieder wie „Singen ist Leben“ und „Mein Mund der singet“ handelten davon, was für die Zuschauer offensichtlich war: Gemeinsames Musikmachen macht Spaß. Und es war wirklich für jeden etwas dabei: Von „Am Brunnen vor dem Tore“ über „Die Schwalben“ von Smetana bis zu „Heute hier, morgen dort“ von Hannes Wader. Während die Erwachsenen sich darauf beschränkten, im Sitzen mit den Füßen zu wippen, tanzten einige Kinder munter mit. „Wir wollen mit unserer Veranstaltung Werbung für den Chorgesang machen“, erklärte Chorleiter Jürgen Tippe, denn Chöre und Gesangsvereine in Deutschland leiden unter Mitgliederschwund und Überalterung. Das mochte man nicht glauben, als die 40 Sänger und 45 Sängerinnen aus Ilten gemeinsam von der Terrasse des Amthauses aus „Wonderful Day“ in den Park schmetterten und damit den unterhaltsamen Liedernachmittag beschlossen. „So etwas Ähnliches werden wir bestimmt noch einmal wiederholen“, versprach Peter Koster dem begeisterten Publikum. Sabine Szameitlat



Singen macht und vermittelt Freude.

Fotos (2) Szameitlat

is' ja pflege celle, neues Servicecenter in Celle!

Seit dem 1. Juli betreibt das Klinikum Wahrenndorff „is' ja pflege celle“, ein neues Servicecenter mit ambulantem Pflegedienst (somatisch), hauswirtschaftlichem Service und Essen auf Rädern. Von der AWO, Kreisverband Celle übernehmen, kümmern sich die 15 bewährten Mitarbeiterinnen um ihre Klienten. Mit der Anerkennung als ambulanter psychiatrischer Pflegedienstleister kann das Klinikum Wahrenndorff seit Mitte diesen Jahres sowohl die psychiatrische als auch die somatische Pflege aus einer Hand anbieten.

Eva

20 Jahre: „Ich habs im Blick. Sie ist die Beste!“

Auch Menschen mit Handikap brauchen Nähe, Zuneigung und Liebe. Auch sie haben ein Sexualleben und gehen Beziehungen, Bindungen und Partnerschaften ein. In lockerer Folge soll in „is' ja ilten!“ über Paare berichtet werden, die im Klinikum Wahrenndorff zueinander gefunden haben. Manche sind länger, manche kürzer zusammen – wie im Leben „draußen“.

... und dann hat er mich plötzlich immer angeguckt. Und Margret hat gesagt: Guck mal Brigitte, der Fritz guckt dich immer an! Margret war ne Freundin von mir, und die hat es gemerkt, und ich hab es auch gleich gemerkt!“ Brigitte Bartz strahlt, wenn sie vom Augenblick erzählt, als es „Klick“ gemacht hat mit ihrem Fritz. Gesucht und gefunden hätten sie sich, sagen Beide und müssen herzlich lachen: „Die hat mir eben gefallen! Weil sie gut aussah. Ich kenn mich aus mit Frauen! Ich hab nen Blick dafür, und sie ist die Beste!“ sagt Fritz Thormann (70) und streichelt seiner Brigitte (56) zärtlich über den Arm. Gut 20 Jahre ist das Ereignis jetzt her. Seitdem sind die Beiden ein Paar, Rekord im Klinikum. „Ich finde auch, dass der Fritz gut aussieht, und er hat nen guten Charakter. Er liebt mich wirklich sehr und fängt nie an zu streiten, und er hat gesagt, er will keine andere Freundin wie nur mich haben. Nich Fritz?“ Fritz nickt und strahlt und überlässt es Brigitte, über ihr gemeinsames Leben zu schwärmen: „Wir trinken jeden Morgen zusammen Kaffee, Fritz Tee und ich Kaffee. Und wir gehen zusammen zur Therapie nach Köthenwald und machen da Spiele und malen und so Gynastik, mit so Tücher, und so und so ...“ Fritz schwenkt die Arme, um vorzuführen, wie das mit der Gymnastik funktioniert.

Beide haben sich für den Termin heute schick gemacht: Er im bunten Hemd und Jeans, sie trägt eine rosa gestreifte Bluse und eine schwarze Hose dazu. Der kleine hellblau gestrichene Essstisch ist liebevoll gedeckt. Es gibt Kaffee und Kekse und Mineralwasser. „Ich hab schon fünf Tage Magenschmerzen vor Aufregung. Aber ich hab mich so auf heute gefreut“, sagt Brigitte. Fritz ist ganz gelassen. Er ist vor allem gespannt auf die Fotos, die heute von ihnen gemacht werden. Klar, mindestens eines kommt in einen Bilderrahmen und an die Wand!

„Jingle bells, jingle bells ...“, singt es plötzlich aus einer Ecke. Rentier „Alex“ ist eines von unzähligen Plüschtieren und Puppen und macht sich aus unerfindlichem Grund bemerkbar. Seit Jahren sammelt Brigitte Puppen und Plüschtiere. Bei ihrem Umzug von Köthenwald in den Wohnbereich Laatzen-Rethen vor einem Jahr füllte die Sammlung zwei Transporter. Die meisten Stücke sind im Keller eingelagert. In ihrem etwa 25 m² großen Zimmer sind trotzdem noch viele „Lieblingskinder“ drapiert, auf Regalen, Schränken, Kommoden, auf dem Boden und dem Bett. Früher hat sie ihr ganzes Geld für Puppen und Plüschtiere ausgegeben, sagt sie. Muss sie nicht mehr, wenn sie kuscheln möchte, gibt es ja Fritz. „Ich bin froh, dass ich Fritz habe. Mit ihm fühl ich mich wohl.“ Vor ihm hatte sie schon mal einen Freund, aber der hat sie verprügelt und schlecht behandelt. „Stimmt's Fritz, da hast du mich gesehen, wie der immer Fahrrad gefahren ist, und ich musste ihn an der Schulter anfassen!“ „Du muusstest ihn schieben! Immer schieben!“ Fritz ist immer noch empört. Irgendwann hat der sanfte Fritz den Kerl dann mal vernöbelt: „Der hat alles mögliche gemacht und hat allen anderen die Schuld gegeben. Da hab ich den geprügelt. Der hat



Fritz und Brigitte sind seit 20 Jahren ein Paar.

Foto: Giesel

alle Leute schlecht behandelt!“ Brigitte strahlt ihren Fritz stolz an. „Stimmt's Fritz, Muckis hast du auch. Auch ohne so Arme wie Popey kannte wem eine ticken!“ Beide sind Popey-Fans und gucken sich jeden Trickfilm mit ihrem Helden an. Musik hören sie auch gern, von Heino und Heintje, Chris Roberts und so. „Ja, das war gute Musik, von die 50er!“ erklärt Fritz und Brigitte nickt zustimmend. Und wenn sie abends nicht mehr fernsehen und Musik hören wollen, dann wird gekuschelt, sagen sie. Ja, jeden Abend. „Wir haben uns lieb. Ich geb dem Fritz nen Kuss, und er gibt mir auch nen Kuss. Und dann unterhalten wir uns, und Streicheln ist auch schön. Und manchmal weine ich und hab Probleme. Dann gibt mir der Fritz noch nen Kuss und tröstet mich“, sagt Brigitte.

„Das macht Spaß, wenn ich was für sie tun kann! Ich fühl mich wohl, weil wir zusammen sind, mir geht es dann viel besser!“ Fritz kann nicht nur trösten, er kann auch kochen. „Ich koch alles selber“, sagt er stolz, „Rotkohl, Grünkohl, Spinat ... manchmal Bratwurst dazu, und Kartoffeln schäl ich ...“ Ja, Bratkartoffeln mit Spiegeleier und Zwiebel! Das macht er gut! Ich kann das nicht!“ lacht Brigitte Bartz. Sie hat sich einmal mit kochendem Wasser verbrüht und hat seitdem Angst. „Ich sag zu Fritz: Nie wieder fass ich nen Topf an!“ „Ich hab auch schon Puffer gebacken“, berichtet Fritz. „Und der Fritz saugt auch manchmal, und wir beziehen Betten.“ Brigitte strahlt ihn an. Fritz weiß, wo's langgeht, auch wenn sie mal alleine ins Zentrum nach Laatzen fahren, zum Eis essen oder um eine Kleinigkeit einzukaufen. „Nich Fritz, du weißt, wo wir aussteigen müssen!“ Nein, blöd quatschen tun die anderen Bewohner nicht über sie, aber: „Da war mal eine, die wollte nicht, dass ich mich mit Fritz unterhalte. Dann habe ich ihr gesagt, das ist mein Freund! Das war ein fieses Weib! Die konnt ich nicht ab!“ „Milauuu“, mauzt eine der weißen Katzen auf dem Regal und kurz darauf schnarrt der Radiowecker auf dem Nachtschisch neben dem Bett: „Es ist 16 Uhr!“ Langweilig finden sie es gar nicht zusammen, auch nach 20 Jahren noch nicht.

„Wir machen viel Spaß und allem rum“, verrät Brigitte. Und wir haben uns immer was zu erzählen“, sagt Fritz, der aus Salzgitter-Barum stammt. Aber das ist lange, lange her und spielt gar keine Rolle mehr. Von früher haben sie sich viel erzählt. Von Berlin-Wedding, woher Brigitte kommt, von ihrer Schwester und der Mutter, die schon lange tot ist; von ihrem Weg von einem Kinderheim ins nächste. „Mit neun bin ich ins Heim gekommen. Das war dann auch ganz gut. Ich hab viel durchgemacht zuhause. Ich hab schon lange keinen Kontakt mehr zu wem aus meiner Familie“, sagt sie ohne jede Bitterkeit. Ihr Zuhause ist das Klinikum. „Mir gefällt's hier. Ich will hier nie weg. Ich hab oft Angstzustände. Hier hab ich ne schöne Wohnung. Ich hab den Fritz gefunden, und wir leben zusammen. Wir sind glücklich. Was brauch ich noch?“

Eva Holtz

1

2

3

4

5

6

7

8